Sprache klebt es, in solchen Doppelwörtern mit Gleichklang die beiden ersten Laute verschieden zu gestalten (z. B. Hackemack, Holterdepolter).

Doch unsere Hillebille gerät in Vergessenheit. Wir benutzen jetzt in unseren Häusern das Gong (auch Gonggong genannt) und das Tamtam, Tonwertzeuge der Inder und Chinesen. Im Grunde ist es doch dasselbe Gerät; ob die Ränder eingebogen sind oder nicht, darauf kommt es nicht an. Es wäre zu wünschen, daß man den Asiaten ihre Namen ließe und dafür das alte deutsche Wort Hillebille wieder belebte und vor Vergessenheit bewahrte. Denn das Gerät stammt sicher aus den ältesten Zeiten unseres Volkes, und das Alte soll man ehren.

Prof. Dr. Hauschild.

Eine Eiche, in der 40 Personen Platz haben.



In dem Dorf Erle, zwischen Dorsten und Borken, steht eine über 1000 Jahre alte Fem-Eiche, deren Stamm vollständig hohl ist und 40 Personen in sich aufnehmen kann. Trotz dieser Aushöhlung prangt sie jeden Sommer in neuem Grün und ist das Ziel zahlreicher Ausflügler.

Heimat-Bücher.

F. Kesting, Drückdi und Stümpken und andere lustige Tiererzählungen. Verlag von J. Neumann-Neudamm. Ill. durch Karl Wagner. Geb. 6,— *M*.

Als Hermanns Löns vor etwa 20 Jahren in führenden Tageszeitungen des Westens seine ersten Tiererzählungen erscheinen ließ, da merkte man auf. Solch neuer und origineller Mittel durfte sich nur ein Großer bedienen; sein bis dahin noch wenig bekannter Name war plötzlich im Munde aller Gebildeten. Man bewunderte an ihm die feinsinnige Beobachtung der Tierseele; nur ein durch und durch mit Heide und Wald innig verbundener Mensch konnte in solch treffender Weise ihre Bewohner charakterisieren. — Lange schon hat Hermann Löns seine warm pulsierende Seele für das Vaterland ausgehaucht; doch sein Geist lebt fort in einem seiner Jünger, der wie er waidgerechter Jäger u. begeisterter Naturschwärmer ist, in Franz Kesting, dessen dichterisches Schaffen wir seit fast 25 Jahren mit wärmstem Interesse verfolgen. Wenn wir die Früchte seiner unermüdlichen Feder betrachten, feinsinnige Epen im Dreizehnlindenstil, heiß empfundene Gedichte, manchmal von ungestillter Sehnsucht durchglüht, prächtige Jagd- und Heide-Erzählungen, so müssen wir sagen: Wahre Perlen dichterischer Schöpfung hat Kesting seinen Volksgenossen geschenkt. Sein letztes soeben erschienenes Werk darf man getrost an die Seite mancher Löns-Bücher stellen; es hält den Vergleich wohl aus.

In einem stattlichen Bande von 358 Seiten, führt uns Franz Kesting originelle Typen der Tierwelt vor Augen, so wie der Jäger, der Wanderer, schwärmend durch Wald und Heide, sie mit warmer Seele erschaut. — Hase und Fuchs, Storch und Sperling, Otter und Iltis, das wilde Schwein und der balzende Auerhahn, der Dachs und der Marder, alles, was das Ireucht und fleugt, tritt vermenschlicht auf, redend und handelnd, mit den Schwächen und Fehlern vernunftbegabter Wesen. Auf diese humorvolle Art gelingt es dem Dichter, Verständnis für die charakteristischen Eigenschaften der einzelnen Tiere zu wecken, für ihr Leben und ihr Lieben, für ihr Leiden und ihr Sterben. Sein Humor hält sich fern von Plattheiten; stets ist er gepaart mit tiefem, echt westfälischen Gemüt. Ist die Sprache auch manchmal etwas derb nach Jägerart, so wirkt sie doch niemals abstoßend. Die Liebe zur heimatlichen Natur und den sie bevölkernden Lebewesen hat dem Dichter die Feder in die Hand gedrückt und seine Schilderungen beseelt. Dabei stützen sich die fesselnden Darstellungen auf eine gründliche Kenntnis der Tierkunde, in deren Geheimnisse uns der Dichter in leichtem Plaudertone einführt, ohne daß dem Leser zum Bewußtsein kommt, belehrt zu werden.

Wenn der Jäger oder der Wanderer seinen Rucksack packt, so füge er zu der leiblichen Atzung auch das neueste Buch Kestings als geeignete Kost für den inneren Menschen. In mancher Jagdhütte, an Lagerfeuern und in „Bleiben" wird dieses fröhliche Buch die rechte Stimmung schaffen, so, wie der Dichter sie ausdrückt mit den Versen:

„Im grünen Wald, im grünen Kleid
Schlägt man den Griesgrams Drachen.
Drum pfeif' auf die verrückte Welt
Und zeige ihr dein Lachen!
Nimm alle Sorgen fest beim Ohr,
So wie sie es verdienen,
Und treib sie draußen vor dem Tor
Fort mit „Humor im Grünen."

Carl Laumanns.

Aus Moor und Heide. Von Heinrich Schauerte. Verlag der Bonifacius-Druckerei in Paderborn. Brosch. *M* 3,30, geb. *M* 4,50.

In schmuckem grünen Gewande präsentiert sich ein neues Werk des bekannten Heimatschriftstellers Heinrich Schauerte, gerade rechtzeitig vor Weihnachten, allen westfälischen Natur- und Heimatfreunden als Geschenk zu empfehlen.

25 Einzelskizzen umfaßt das Buch, eine noch tiefer und gehaltvoller als die andere, alle durchglüht von warmer Heimatliebe, durchsonnt von der Liebe zur Natur, durchgeistigt durch gründliche geschichtliche Kenntnisse.

*

Jahreszeiten, Gedanken aus Natur und Leben von Heinrich Schauerte. Buchschmuck von Oscar Gehrig. 2. Auflage. 3. bis 5. Tausend. Paderborn 1926. Verlag der Bonifacius-Druckerei.

Ein Buch, das dem Schriftsteller wie auch dem Verlage zur Ehre gereicht. Als der Verfasser die erste Ausgabe kurz vor dem Kriege herausgab, da war die Freude an der Natur, am Wandern, an der Heimat noch nicht so erwacht wie heute. Nach den schauerlichen Eindrücken des Krieges und der Revolution haben viele unserer Landsleute und nicht die schlechtesten begriffen, daß sich in der unverfälschten Gottesnatur, fern dem Lärm der Stadt, weitab von dem Hasten und Jagen der Menschen, eine der reinsten Quellen der Freude findet. Wer an sinniger Naturbetrachtung seine Freude hat, dem werden die „Jahreszeiten" manche wertvolle Anregung geben. Den wenigsten ist es beschieden, große Reisen in ferne Länder zu machen. Solch eine Weltreise mit neuen, gewaltigen Eindrücken wird gewiß unsern Blick erweitern; aber die Natur ist uns da am vertrautesten wo sie mit der Seele verwachsen ist, in der Heimat. Und in diese werden wir eingeführt durch das für den Weihnachtstisch warm zu empfehlende Buch des Heimatschriftstellers Schauerte, eines Sohnes des Sauerlandes, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hängt.

C. L.



Nr. 14. Dezember 1926. 8. Jahrgang.

Lichtenau, ein Denkmal bäuerlichen Genossenschaftsgeistes um 1300.

Von Dr. Franz Wiemers, Münster (Westf.)

Will man von irgendeiner Seite her über die Berge des Soratfeldes ins Paderbornerland zum alten Bergstädtchen Lichtenau gelangen, so glaubt man aus der Ferne, Lichtenau liege in einem tiefen Talgrund. Langsam aber steigt es hervor. Zwei breite Türme schauen zuerst über die Bergbuckel, lange Dachreihen und Baumkronen folgen nach. Man erkennt, daß es inmitten umgebender kahler Berghöhen auf einer steilen Anhöhe liegt, die in bösen Zeiten ein wohlversteckter und zugleich wehrbarer Unterschlupf gewesen sein muß. Die beiden mächtigen Mauerriesen mit den brutal aussehenden Bruchsteinfronten, mit den sturmhaubenähnlichen Dächern streben eckig über die friedlichen roten Ziegeldächer empor, zu wuchtig und breit, als daß der eine Turm ein Kirchturm sein sollte. Aber es ist doch der Turm der alten St. Kilianskirche. Der andere Trutzbau ist das Hauptgebäude der alten bischöflichen Burg. Beiden sieht man es an ihrem Aeußern an, daß sie aus einer grimmig rauhen Zeit stammen.

Sie künden von sturm- und kampfbewegten Zeiten und sind die Wahrzeichen der drei Hauptgeschichtsabschnitte und bäuerlicher Kulturperioden, die das Soratfeld erlebt hat. — Die erste Periode ist die Zeit heidnisch-bäuerlicher Gaugemeinschaft in der Zeit freien Sachsentums und endete, als auf dem nahen Hof oder der Siedlung eines Sachsenhäuptlings, später Kettrop geheißen, um 800 in fränkischer Zeit eine St. Kiliankapelle, die erste Vorgängerin der jetzigen wuchtigen St. Kilianskirche gebaut wurde. — Die zweite Periode ist die Zeit christlich-bäuerlicher Gaugemeinschaft, die vom Bau des ersten St. Kilianskirchleins um 800 bis zur Zeit um 1326 reicht, als sich der heutige Burgbau über dem Mauergürtel der neu entstandenen Stadt zu dem gleichzeitig gebauten Turm der neuen St. Kilianskirche gesellte. — Die dritte Periode reicht von diesen Tagen bis zur Gegenwart und umfaßt die Zeit des 600jährigen Bestehens Lichtenaus, dessen Pfarre also heute auf rund 1100 Jahre zurückblicken kann.

Lichtenaus Name paßt nicht zu dem trotzigen Aussehen des Bergstädtchens, wie man es von der Höhe her erschaut. Aber er ist ja auch ursprünglich nur der Name eines Landschaftsteiles, der „lichten Aue", der kahlen Bergaue, um deren Fuß die Wasser der Sauer spülten, bis der Name um 1326 auf das neue Städtchen überging. Die Stelle hat aber im Gau sicher schon von uralten Zeiten her besondere Bedeutung gehabt. Im Mittelhochdeutschen bedeutet „lihte" glatt oder geglättet. "Liht" — glatt waren die Stätten, wo von Brandopfern her die Asche den Boden durchsetzt hatte. Vielleicht aber mag der Name auch so gedeutet erden, daß eine große „Lichtung", der Platz „zur lichten Au", das Lugen über das weite Land besonders gut ermöglicht hat und den umwohnenden Bauern auf den heidnischen Freienhöfen von Masenheim, Nordheim, Sudheim und Otheim und von der Siedlung, die in christlicher Zeit Kettrop hieß (vorher vielleicht Westheim?), als natürliche Warte oder als Malstätte gedient hat, auf deren wehrbarer Höhe sie sich vor Ueberfällen bargen und gemeinsam verteidigten. Der Name Lichtenau tritt urkundlich erst in die Erscheinung, als er die neue Stadt auf der „lihten owe" bezeichnet.

Name und Lage zugleich lassen vermuten, warum die Soratfelder vor 600 Jahren gerade hier die Gründung ihrer Stadt vornahmen. Es war damals eine bunte Zeit. Kein Bauer war mehr sicher unter seinem Dach. Am wenigsten die Bauern im Gau Soratfeld. Denn mitten hindurch lief von Paderborn kommend und nach Warburg weiterverlaufend die große westöstliche Heeresstraße. Ungeschützt wohnten die Bauern im Gau, zerstreut nach niedersächsischer Art in Einzelhof oder Bauerschaftssiedlung. Wenn das vagierende Gesindel und vor allem die Raubritter es auch erstlich auf die Kaufleute abgesehen hatten, so hatte damals doch das Bauernvolk am meisten unter den Plünderungen und gewaltsamen Einquartierungen zu leiden. Die Raubritter aus der Holsterburg bei dem nahen Warburg hatten 1294 nur durch den Zusammenschluß von sieben Städten unter Führung Paderborns und Höxters niedergezwungen werden können. Und wenn man ihr Raubnest auch niederräucherte, bei den Bauern rauchte es zur Vergeltung noch mehr. Weit und breit sahen die Bauern, daß nur noch das feste Mauerwerk vor Schlimmerem bewahren konnte. Zu Kettrop, an dem Kirchlein des hl. Kilian, wo die Soratfelder oft zusammentrafen, ermunterten sie sich einander, gemeinsame Sache zu machen.

Haus und Herdstätte mußten in den Talgründen preisgegeben werden. Wenn auch das Herz schwer wurde, es mußte sein. Eine neue Form genossenschaftlicher Bauernarbeit auf den Trümmern der alten Mark- und Gaugenossenschaftseinrichtungen blühte auf, die Gründung der Bauernburgstädtchen. Ueberall da, wo im Paderborner Lande noch Bauernwille pulsierte und nicht bloß die Angst allein regierte und zur Unentschlossenheit verdammte, drängte das Bauerntum selbstbewußt zum Mauerbau trotz des Gegendrucks des Kölner Erzbischofs, der als Herzog von Westfalen beileibe nicht gern sah, daß sich der Defensivwille der Bauern zu kleinen städtischen Machtzentren zusammenfügte. Es kam deshalb sogar, als Borgentreich und Borgholz zuerst den

Mauergürtel um ihre zusammengelegten 6—10 ursprünglichen Siedelungen gelegt hatten, 1286 zum Kampf zwischen Köln und Otto von Paderborn, der mit einem „Vergleich“ endete. Der Mauerbau ging dennoch weiter. In dieser Periode letzter bäuerlicher Defensivverfolge im Kampf gegen die Niederringung eines freien Baurnstandes, der schließlich 1525 im Bauernaufstand mit dem völligen Zusammenbruch endete, entstanden auch die Stadtmauern und Stadttürme über der „lichten Aue“, entstand 1326 Lichtenau. Vor ihm und mit ihm waren zwischen 1286 und 1330 im Paderhornerland eine ganze Reihe anderer bauerliche Städtchen entstanden, von denen Peckelsheim, Willebadessen, Gehrden, Borden, Driburg und Lugde genannt seien.

Schon gleich nach der Gründung hat Lichtenau durch den starken Zuzug eine Bewohnerziffer gehabt, die der Zahl in den späteren Jahrhunderten nicht viel nachstand. Außer den obengenannten Siedlungen sind auch Bewohner aus weiter entfernten Siedlungen, wie Dalheim und Versede, schon um 1383 in Lichtenau nachweisbar. Anstelle der eingegangenen Kirche von Kettrop erhob sich die neue Kirche des hl. Kilian auf der Höhe des Lichtenauer Stadthügels seitlich der Burg. Einige Jahre wird die Bauarbeit gedauert haben. Dann wohnten sie alle zusammen, die von Northeim und Kettrop und alle die andern Soratfelder, im sicheren Gefühl, daß nun das durchs Land ziehende Bagatentum, das Kriegsvolk und die Raubrittergesellschaft auf harte Mauern stieß. Sie wohnten zusammen. Aber doch noch lange geschieden in dem Bewußtsein ihrer alten bauerschaftlichen Getrenntheit. Noch im 16. Jahrhundert führten die Masenheimer einen Prozeß beim Reichskammergericht, um das Niederholz als Sondereigentum zu behalten. Sie wurden abgewiesen. Der Prozeß zeigt, wie lange die mündliche Tradition von 1326 her damals noch nachgewirkt hat und daß es noch oft geheißen haben mag: Hie Masenheim, hie Northeim!

Der Streit ruhe in der Vergessenheit. Aber aus der Vergessenheit mag zum 600. Gründungstag der Stadt aufsteigen die Erkenntnis unserer heutigen Generation, daß die Gründungstat der ersten Lichtenauer um 1326 von Segen geworden ist für alle Nachfahren der alten Sachsensiedlungen des Soratfeldes. Die festen Mauern wurden auch eine Zuflucht der Umgebung. Ein blühendes Handwerk entwickelte sich zwischen den Mauern höfen. Handel und Verkehr zogen sich in Lichtenau reichlich zusammen und schafften ihm manche Blüteperiode. Aber auch Kampf und Krieg, der schwarze Tod, Brand und hungrige Zeiten blieben ihm nicht erspart. Daß die Lichtenauer Schützenschaft eine wehrhafte Bruderschaft war, davon zeugt der Inhalt der alten Statuten bei ihrer Neubestätigung von 1663. Bis in die Gegenwart hinein blieb Lichtenau das Idyll eines Landstädtchens mit all seinen Schönheiten und Schwächen.

Nicht in allen Gauen haben die Bauern im 14. Jahrhundert zu der Entschlossenheit und zu gleich opferfreudigem Gemeinsinn sich stark gefunden wie die Lichtenauer, um liebgewordene Wohnstätten um der zukünftigen Generation willen zu verlassen und trotz Bitterkeit im Herzen anderswo hoffnungsfroh wieder aufzubauen. Bauerntum, Handwerk und Handel haben in den kleinen mauerbewehrten Landstädtchen vom Schlage Lichtenaus zu allen Zeiten ein weit besseres Los sich ertrotzen können als das Bauerntum und das Handwerk des platten Landes, auch in den schlimmsten Jahrhunderten. Die Gründungen der bäuerlichen Stadtgemeinden haben ihr Ziel, eine große neue Genossenschaftsbewegung zu Schutz und Trutz friedlich-fleißiger Bauernarbeit zu sein, nicht verfehlt. Und darum konnten die kleinen Landstädte bis in unsere Zeit auch die Pflegezentren altbäuerlicher Kultur bleiben.

Im Priesterseminar in Paderborn befindet sich ein Gemälde, das Lichtenau in der Zeit zwischen 1600 und 1700 zeigt. Das hochragende Bild der mauerumgürteten friedlichen Kleinstadt mutet bei der Rückerinnerung an die Bedeutung seiner Entstehung an wie ein großes Denkmal. Und das ist es auch. Es ist ein Denkmal schlichter Tat von Bauern, die im Soratfeld vor 600 Jahren gegen eine Welt von Teufeln die Zukunft ihrer Nachfahren sicher stellen wollten. Und das ist ihnen für viele Jahrhunderte gelungen, während die Zaudernden, die um 1300 sich nicht entschlossen der Zeit anpaßten und wohl auch über die Absichten der bäuerlichen Städtebauer gespöttelt haben, weit schwerere Schicksale haben durchkosten müssen, als die hinter sicheren Stadtmauern wohnenden Bürger und Bauern von Lichtenau und seinen Schwesterstädten.

Vogelschutz und Heimatpflege.

Schützet die Vögel, Gott hat sie gegeben,
Uns ja zum Nutzen für's irdische Leben;
Schonet sie freundlich vor quälenden Schmerzen,
Solch Unternehmen veredelt die Herzen.

„Recht gut ist es bekannt, daß unsere Vögel, speziell unsere Singvögel, — an Individuenmenge alljährlich in auffallender Weise abnehmen. In großen Scharen ziehen die Vögel im Herbste dem sonnigen Süden zu, und in wie erschreckend geringer Zahl kehren sie zur heimatlichen Scholle, zu unseren Feldern, Wiesen und Wäldern zurück.“ Der Grund für das Zurückgehen oder Verschwinden so mancher Vogelarten liegt nicht allein in fortwährenden Nachstellungen von seiten so mancher Vogelfeinde, — man denke nur an den Massenfang in Italien, Spanien und Südfrankreich, wo unzählige Vögel auf ihren gefahrvollen Zügen nach dem Süden gefangen und getötet werden, wo zahllose Schwalben, Nachtigallen, Drosseln, und von den Hühnervögeln die schon so selten gewordene liebliche Wachtel, grausam ums Leben kommen. Die Ursache der stetigen Abnahme ist zuguterletzt auch bedingt durch die intensivere Wirtschaftsweise unserer Felder, Wiesen und Wälder.

Wie die Verkoppelung vielfach nicht allein der Feldflur als solcher durch Zerstören des schönen Landschaftsbildes geschadet hat, so hat sie auch dadurch unmittelbar auf das Tierleben, insbesondere unsere Vogelwelt nachteilig eingewirkt. Bewachsene Ufer wurden ihres schönsten Schmuckes beraubt, alleinstehendes Buschwerk kam unter die Hacke, dichte Hecken wurden gerodet, hochragende Bäume gefällt und einsame, stille Feldteiche zugeschüttet. Sie alle mußten, wo man sie hinderlich oder gar zwecklos fand, einfach verschwinden, und so wurde nicht nur manche heimatliche Schönheit vernichtet, schwand vielleicht für immer ein Stück Heimat dahin, sondern noch mehr erlitt unsere Tierwelt dadurch an Einbuße. So ist es zu verstehen, und zugleich zu bedauern, daß so mancher Tierart, so manchem unserer gefiederten Sänger die eigene Heimat verleidet, ja vielleicht für immer genommen wurde. — Wo früher dichte Hecken den Boden bedeckten und den Vögeln Unterkunft boten, sogenannte Wallhecken, wie man sie erfreulicherweise im Münsterlande noch vorfindet, wo einzelne kleinere Baumgruppen der Gegend ein eigenes Gepräge gaben, wo kleine Feldteiche mit dichtem Rohr und Schilf bewachsen die Feldmark durchzogen, da zeigte sich auch ein interessantes buntfarbiges Vogelleben, das aber verschwand, als der Mensch ihnen ihre Heimstätten raubte. Da wurde es mit einem Male still und einsam, als an gewohnter Stätte die Nachtigall nicht mehr sang, als die Lieder von Mönch und Drossel verstummten, die Amsel dort nicht mehr brütete, wo sie sich jahrelang ihre Brut großgezogen und jeden Morgen von der höchsten Spitze der alten Linde ihr Lied ins Tal hatte erklingen lassen. Jetzt freilich, wo es zu spät war, wo der Mensch sich des Ungeziefers nicht mehr erwehren konnte, da sah er auch ein, was er tat, als er seinen besten Freunden Haus und Heimat nahm, und suchte nun wieder gut zu machen, wogegen er früher gefrevelt hatte.

Unsere Vögel, vortrefflich unsere herrlichen Sänger, haben eine gewisse Schonung und Pflege von seiten der Menschen durchaus verdient, einmal des herrlichen Gesanges wegen, an dem sich jeder erfreut, dann aber auch des großen Nutzens halber, den sie namentlich der Land- und Forstwirtschaft leisten. Wo aber den Vögeln planmäßig nachgestellt wird, wo man ihre Gelege zerstört, oder die Nester der Jungen beraubt oder in brutaler Weise die Eltern vom Neste abschießt, wo neben den an sich schon zahlreichen Feinden unsere Jugend vielfach noch als schlimmer Feind hinzukommt, da raubt sich der Mensch nicht nur seine herrlichen Sänger, sondern auch die Vertilger schädlicher Insektenheere.

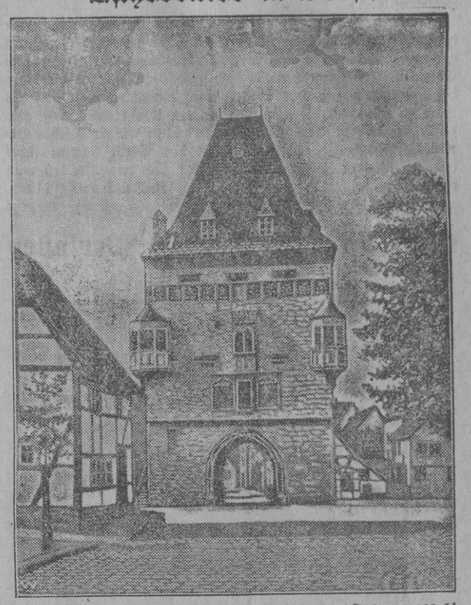
Gott sei Dank, bestehen ja in vielen Staaten, namentlich im deutschen Reiche zweckmäßige Verordnungen für den Schutz nützlicher Vögel; aber diese Maßnahmen halten vielfach herzlose, rücksichtslose Menschen nicht von ihrem verderblichen Tun und Treiben ab. Daß man auch schon in älterer Zeit Vogelschutzgesetze gekannt und erlassen und auch den Wert der Vögel zu schätzen wußte, besagt eine Verordnung der Stadt Nürnberg aus dem 15. Jahrhundert, betreffend den Schutz der Nachtigall: „Deßgleichen soll auch Niemand sie einer meil wegs gerings umb dise statt einiche Nachtigallen vahen vor sannt jakobstag bei der obgemelten puß fünf gulden.“ (Desgleichen soll auch niemand eine Meile Weges rings um diese Stadt einige Nachtigallen fangen vor St. Jakobs Tag (25. Juli) bei der angesagten Buße (Strafe) von 5 Gulden.) Interessant ist vielleicht auch für den einen oder anderen eine weitere Nachtigallen-Schutzverordnung aus dem Jahre 1698, erlassen von Kurfürst Friedrich III., die folgenden Wortlaut hat: „Wir Friedrich der Dritte . . . Geben hiermit männiglichen, sonderlich aber denen, welchen daran gelegen und solches zu wissen nöthig ist, zu vernehmen, daß wir zwar schon im vorigen 1697sten Jahr, die mit ihrem Gesange alle anderen Vögel übertreffenden Nachtigallen an ihren Orten, in denen Gärten, Wäldern, Büschern und Thälern so viel mehr zu conservieren (erhalten), ernstlich befohlen, daß kein Vogelsteller eine Nachtigall zu fangen und damit seinen Nutzen zu suchen, sich unterstehen, noch selbige eingesperrt zu halten, befuget, sondern wenn dennoch jemand kontraveniren (zuwiderhandeln) würde, sowohl der, welcher die Nachtigallen gefangen, als derjenige, welcher sie erhandelt, auf eine jedwede Nachtigall Einhundert Floren Köln. Strafe verfallen sein sollte; Nunmehr aber, nachdem wir mißfällig vernommen, wie deme zuwider, gleichwohl die Nachtigallen in diesem Unserm Hertzogthum Preußen dermaßen weggefangen werden, daß fast keine derselben mehr zu hören oder zu finden, nicht nur die vorige Verordnung zu widerholen, sondern nach Unsers gnädigsten und ernsten Willens eigentliche Maynung durch ein Edikt im gantzen Land publiciren zu lassen, nöthig gefunden. Derowegen wir hiermit und Kraft dieses nochmahle gnädigst auch ernstlich befehlen, daß denen Leuten, welche diesem Vogel nachzustellen und damit einen Gewinn zu suchen, weiter nicht nachgesehen, sondern wenn jemand darüber betroffen wird, daß wird, daß er eine Nachtigall gefangen, oder dem Vogelbauer eingesperret derselbe sofort auf eine jedwede Nachtigall die gesetzten Einhundert Floren Köln. Unserem Fisko abzutragen, angehalten, davon aber denen, die sie angeben, ein Rekompens (Belohnung) von Zehen Thalern zugewandt werden solle. Worüber Wir mit Nachdruck gehalten wissen wollen. Uhrkundlich mit Unserem Churfürstlichen zur Preußischen Regierung verordneten Insiegel bekräfftiget.

Gegeben Königsberg den 17. Juni Anno 1698.“

War man sich schon Jahrhunderte hindurch des allgemeinen Nutz- und Sangeswertes der Nachtigall bewußt, sodaß man sie unter öffentlichen Schutz stellen mußte, wie viel mehr sollen wir heute auf ihre Erhaltung und Pflege bedacht sein. Aber nicht allein der Königin der Vögel soll einzig unsere Aufmerksamkeit gelten, auch der übrigen Sänger in Wald und Flur wollen wir freundlich gedenken und unserer Obhut anvertrauen. Freilich, wenn man heute vielfach noch sieht, wie wenig man ihrer achtet, und auf sie Rücksicht nimmt, wie hier und da so manche hübsche Weißdornhecke aus der Landschaft verschwindet und meistens ein toter Zaun an ihre Stelle tritt, so ist das zu bedauern, weil man dadurch nicht nur um eine landschaftliche Schönheit ärmer geworden ist, sondern auch der Vogelwelt auf diese Weise erheblich Abbruch tut. Nicht billigen kann man die Art und Weise, wie die heutige Nützlichkeitsphilosophie, besonders auf dem flachen Lande oft planlos und zwecklos zu Werke geht, sodaß man sich bisweilen unwillkürlich fragen muß: wie ist das möglich? Haben die Menschen von heute kein Verständnis mehr für die Vorzüge und Schönheit ihrer Heimat, mit all dem, was darin lebt und webt, keinen Sinn mehr für die herrliche Natur, wie sie der Herrgott so zweckmäßig erschaffen zum Nutzen und Wohle der Menschheit?

Gewiß wird es in besonderem Maße Aufgabe der Schule sein müssen, unsere Jugend nicht nur mit der entfernteren, sondern auch mit der engeren Heimat vertraut zu machen und besonders Heimats- und Schönheitssinn in ihr zu wecken und zu pflegen. Die Schule muß durch zweckmäßige Belehrung es auch dahin bringen, daß der Schüler, auch wenn er der Schule entwachsen, die Natur, die Vögel in Wald und Flur als Werke Gottes betrachtet, den Menschen zum Nutzen und zur Zierde gegeben. Und unsere Heimat, unsere herrliche Singvogelwelt zu schützen und zu pflegen, darf und soll nicht allein Sache einzelner, Aufgabe im besonderen des Heimatschutzes sein, sondern ein jeder kann und darf mitarbeiten an der großen Aufgabe, zum Segen für uns und die deutsche Heimat. H. Völlgh.

Osthoventor in Soest.



Das Osthoventor der Stadt Soest ist in den Jahren 1523 bis 1530 von Meister Porphyrius aus Hessen erbaut worden. Soest war im Mittelalter eine bedeutende Hansastadt mit eigenem Recht. In der fruchtbaren Soester Börde gelegen, war sie als Ackerbürger- und Handelsstadt zu Wohlhabenheit gelangt und erregte den Neid der umwohnenden Fürsten, die sich während der Soester Fehde (1444—47) dem Erzbischof von Köln anschlossen, dessen außerordentlich hohe Besteuerung sich die Soester nicht gefallen lassen wollten. Soest wurde erobert und hat seitdem seine alte Bedeutung nicht wiedererlangt. Aber seine mächtigen Bauten sind noch immer Zeugen seiner einstigen Geltung.

Die Hillebille.

In der Stadt werden wenige wissen, was das ist. Es ist ein auf niedersächsischem Boden sehr verbreiteter Name für ein uraltes Gerät, mit dem man auf weite Entfernungen hin Zeichen gibt. Nach Berghaus, Sprachschatz der Sassen, ist es ein im Walde angebrachtes dünnes Brett, an das die Förster mit einem Holzhammer schlagen. Nach anderen bedienten sich besonders die Köhler (im Harz usw.) solcher freihängenden Buchenbretter, um je nach der Zahl der Schläge zu Hilfe, zum Essen usw. zu rufen. Wer die Hillebille ohne Grund schlug, wurde bestraft, gerade so wie einer, der in alten Zeiten in niederdeutschen Landen ohne Not den Notruf Joduttie ausstieß, oder der heute auf der Eisenbahn ohne drohende Gefahr die Notbremse zieht. Auf Waltershof, einer Elbinsel bei Hamburg, hing noch vor wenigen Jahren ein solches Gerät auf der der Landungsstelle entgegengesetzten Seite des Wassers, zu dem Zwecke, dem Fährmann drüben zu rufen.

Der Name ist lautmalend. Der erste Teil steht im Ablaut zu hell (von Tönen) und hallen, wie ja auch das Gerät im Wesergebirge Hellebelle heißt; der zweite Teil schließt sich an niederl. bellen, schellen, engl. bell die Glocke, niederdeutsch Bellhammel, d. i. der Leithammel, der die Glocke trägt, nur daß in unserem Worte das i einen höheren Ton ausdrückt. Die ll geben deutlich die Tonschwingungen wieder. Die anlautenden Buchstaben der beiden Teile haben mit dem Klange nichts zu tun; sie dienen nur zur Wortbildung. Die deutsche